

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 14 (2007)
Heft: 154

Rubrik: Stadtleben

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

SCHÖNER WOHNEN AM

Die Wintersonne wärmt den Platz zwischen den Bauwagen. Gleich neben dem Wagenplatz sprudelt ein Wiesenbrunnen. Die vier sitzen an einem Holztisch im Freiluftwohnzimmer. Bigi holt Wasser und wenig später steht ein dampfender Kaffeekrug da. Eine aufgerissene Packung Bioguezli macht die Runde. Musik tönt aus Mayas Wagen. Die Dead Brothers schrumpfen ein Lied.

Vom Grundstückbesitzer haben die vier zwei Monate Frist erhalten, um mit den Bauwagen wegzufahren. Auf der Suche nach einem neuen Standplatz riefen sie bei der städtischen Baudirektorin Elisabeth Béery an. Im neuen Dok-Film «Auf- und Abbruch in St. Gällen» von Jan Buchholz und Thomas Koller, der am Schluss auch die Wagenburg am Stadtrand zeigt, verspricht die Stadträtin, auch auf Wohnbedürfnisse weniger Bemittelter einzugehen. Das liess Hoffnung aufkommen. Die Frau im Vorzimmer hat sie aber an das Liegenschaftsamt verwiesen, das ihnen den Vorschlag «Tulpenstrasse» machte – dort seien Wohnungen für 200 Franken zu haben.

Ach nein, die Tulpenstrasse 3 könne nicht mehr ihre bevorzugte Wohnadresse sein. Zwei aus der Gruppe haben zuvor für längere Zeit in den heruntergekommenen Häusern hinter dem Bahnhof gewohnt, die bald dem Hochhaus für eine Fachhochschule weichen. Deswegen leben sie jetzt ja in den Bauwagen.

Keine Randgruppen im Zentrum

Am 3. November bekamen sie Besuch vom Quartierpolizisten. Bereitwillig gaben sie ihm ihre Personalien bekannt. Mit seinem väterlichen Rat, doch in die Notschlafstelle oder zurück zu den Eltern zu ziehen, erzielte er keinen Erfolg. «Die Kontrolle erfolgte aufgrund von Reklamationen», sagt Stadtpolizeisprecher Benjamin Lütfolf auf Anfrage. Und weiter: «Die anwesenden Personen wurden auf die rechtliche Situation aufmerksam gemacht. Zudem erfolgte eine Information an das Amt für Baubewilligungen.» Jule erzählt: «Als wir nach dem Abbruch des ersten Rümpeltums auf dem Bärenplatz mit der Feuerschüssel eine Volks-

küche machten, wurde uns von der Polizei erklärt, dass wir als Randgruppe doch besser an den Stadtrand und nicht ins Zentrum gehörten. Aber auch hier sind wir ein Dorn im Auge.» Bigi, Maya, Martin und Jule sind sich der Illegalität ihrer Wagensiedlung bewusst und möchten das gerne ändern. Mit Nachbarn bestünden keine Probleme, sind sie überzeugt. Da alle arbeiten, feiern sie keine nächtelangen und lauten Partys.

In der Wagenburgmitte verteilten sie Holzhäcksel. So sieht der Platz nach Regen oder Schnee nicht mehr verdreckt aus. Von einem wohlgesinnten Nachbarn beziehen sie gegen Entschädigung Strom. Natürlich tummeln sich Hunde. Hat sich vielleicht jemand daran gestört? Sie fallen auf, ohne Zweifel. Das Amt für Baubewilligungen reagierte nach Eingang der Meldung des Kontaktbeamten prompt und leitete ein Verfahren wegen Verstosses gegen die Bauordnung ein. Die privaten Grundstückbesitzer des Brachlandes, auf dem die Wagenburg steht, wurden angeschrieben. Einer kam, aufgescheucht durch den Brief aus dem Bauamt St. Gallen, vorbei. Er zeigte zwar Verständnis, aber da im Frühling dort ein Parkplatz gebaut werden soll (ob dieser schon bewilligt ist, scheint den Wagenbewohnern fraglich), verlangte er ihre Abreise bis zum 1. März.

Wie müsste ein legaler Standplatz für eine derartige Wagenburg beschaffen sein? Ernst Michel, Leiter des Amtes für Baubewilligungen, zögert mit einer Antwort. Er kennt den Wagenplatz nur von Fotos. Na ja, so ein Platz hätte in der Bauzone zu liegen, sodann müsste eine Baubewilligung eingereicht werden. Das Bewilligungsverfahren würde auch eine gestalterische Beurteilung beinhalten. Die Erschließung mit Wasser, Abwasser und Strom wäre ebenfalls zu prüfen.

Bescheidene Idealvorstellung

Martin sagt: «Ich möchte nicht einen Drittel meines Lohnes für eine 1'500 Franken teure Schuhsschachtel hinblättern müssen. Es kommt nicht in Frage für mich, in eine solche Woh-

nung, wo du keinen Nagel in die Leichtbauwände schlagen darfst, eingepfercht zu sein. Tupfgenau die gleiche Wohnung wie hundert daneben.» Er weiß, wovon er spricht, als gelernter Elektriker arbeitete er schon oft in Neubauwohnungen. «Die Grundidee ist eine Wohngemeinschaft. Nachdem wir ein halbes Jahr vergebens nach einem Bauernhaus am Stadtrand gesucht haben, kamen wir auf die Idee mit den Bauwagen.»

Bigi, Maya, Martin und Jule stellen sich im Bauwagencamp ein Leben mit gemeinsamem Wohnen und Arbeiten vor. Durch das günstige Wohnen im eigenen Wagen könnten sie mit wenig Geld leben, sagen sie einhellig. Sie erhoffen sich von dieser Lebensform mehr Freiheit und Zeit für kulturelle Aktivitäten. Daraus soll eine Plattform für Theater, Zirkus, Konzerte und Workshops entstehen. «Zigaukl» nennt sich das im Aufbau befindende Projekt.

Ihr Ideal ist bescheiden. Eigentlich träumen sie nur von einem nicht kommerziellen Campingplatz. Es bräuchte dazu ein Stück Brachland in Stadt Nähe mit Wasser- und eventuell Stromanschluss. Dafür würden sie auch einen angemessenen Pachtzins bezahlen. Sie betonen, auch was die sanitären Anlagen betreffen würde, sich selbst helfen zu können. Entweder indem sie etwas bauen oder einen speziellen WC-Wagen einsetzen. Wichtig ist für sie Eigeninitiative und Selbständigkeit. Ihr Wohn- und Arbeitsprojekt muss selbsttragend sein.

«Wir möchten unser Leben nach Wunsch selbst gestalten», sagen die vier. Am Wohnen im Bauwagen gefällt ihnen besonders, viel Zeit draussen, in ihrem Wohnzimmer unter dem freiem Himmel, verbringen zu können. Zurück in die Steinzeit heißt das aber noch lange nicht – zum Bauwagenleben gehört auch ein Computer. Was noch fehlt ist ein Küchenwagen.

Die Nomaden in uns

Mit richtigen Zigeunern hat die Gruppe nichts gemein. Bigi arbeitete eineinhalb Jahre in Transsilvanien in Rumänien in einem Hilfsprojekt. Dort lernte sie Roma kennen und

STADTRAND

Wohngemeinschaften finden in St.Gallen kaum günstigen Wohnraum. Bigi, Maya, Martin und Jule setzen ihren alternativen Lebensentwurf in einer Wagenburg am Stadtrand um.

von Wolfgang Steiger

hatte einen Draht zu ihnen. Die Clans mit ihrem König und der Zusammenhalt untereinander fasziniert sie. Aber sie sah auch das Elend der zu Sesshaftigkeit in Ghettos gezwungenen rumänischen Roma.

Die vier Bauwagenleute beklagen die Angst mancher Bürger und Behördenmitglieder vor einem freieren Lebenswandel, vor dem nicht Gesellschaftskonformem. Die Bemerkung

fällt, dass die Menschen im Verlauf ihrer Geschichte zu 95 Prozent als Nomaden umhergeschweift wären. Erst vor etwa 8000 Jahren habe die Phase der Sesshaftigkeit begonnen. Darum steckten die Nomadeninstinkte noch so tief in uns allen.

Die Sonne verschwindet hinter den Bäumen. Sofort kühlst die Luft ab. Die Runde wird nachdenklich, als jemand sagt: «Wir möchten

nicht einen Platz besetzen müssen. Wohnen ist doch ein Grundrecht. Es sollte eine Lösung zu finden sein. Aber man kann uns nicht einfach wegbeamten. Zurück an die Tulpenstrasse kommt keinesfalls in Frage.»

Vorschläge und Angebote für einen Wohnplatz bitte direkt an: Verein Zigaule, Postfach 2231, 9001 St.Gallen.



Ein luftiges Wohnzimmer auf Zeit. Die vier wissen noch nicht, wo sie im März wohnen werden. Bild: Florian Bachmann

GEDRUCKTES STÄDTE- STÜCKWERK

Seit bald einem Jahr beleuchtet das «St.Galler Tagblatt» die Städte St.Gallen, Rorschach und Gossau im gleichen Bund. Dieser «Aggro-Bund» freut nicht alle. Nun schliesst das Tagblatt auch noch das Redaktionsbüro in Gossau. Wohin gehts mit der neuen Stammausgabe? Eine Zwischenbilanz.

von Peter Müller

Im Herbst 1997 kam es mit dem Ende der Tageszeitung «Ostschweiz» zu einer Bereinigung der hiesigen Presselandschaft. Sie war radikal aber nicht endgültig. Das zeigte sich Anfang April 2006, als das «St.Galler Tagblatt» seine Hauptausgabe und die Lokalausgaben Rorschach und Gossau in einen Bund zusammenlegte. Seither gibt es in der Agglomeration St.Gallen nur noch die «Stammausgabe» des Tagblatts. Und demnächst wird die Redaktion Gossau aufgegeben und nach St.Gallen verlegt. Anlass genug, den neuen «Aggro-Bund» des Tagblatts genauer unter die Lupe zu nehmen. Eine interessante, aber auch heikle Aufgabe: Die Redaktorinnen und Redaktoren geben sich grösstenteils bedeckt, die Chefredaktion ist klar Partei. Der «Aggro-Bund» selbst präsentiert sich als komplexe Angelegenheit. Versuchen wir es trotzdem – schliesslich ist die Agglomeration St.Gallen nicht irgendein Thema, sondern Wohngebiet für weit über 100'000 Menschen – und eine grosse «Baustelle», wo die Ostschweiz von morgen entsteht.

Vertrackte Konstellation

Wer sich umhört, stösst beim Thema «Aggro-Bund» nirgends recht auf Begeisterung. Die

einen finden die Zeitung «okay». Andere schätzen zwar das verbreiterte Redaktionsgebiet, möchten aber mehr Artikel aus ihrem engeren Umfeld. Und wieder andere finden die Berichterstattung über die Region zwischen Rorschach und Gossau beliebig. Gleichzeitig ist ein Verständnis für die wirtschaftlichen Zwänge und die Verschiebungen in der Medienlandschaft vorhanden («Die haben das doch machen müssen»). Chefredaktor Gottlieb F. Höpli zeichnet ein anderes Bild. Die Kritik hält sich seiner Meinung nach in Grenzen. Sein wichtigstes Fazit: «Vor allem auf der gemeinsamen Aufschlagseite ist zu spüren, dass die Region am Zusammenwachsen ist, dass es Gemeinsamkeiten gibt. Das ist schon mehr als ein Anfang.» Er hält auch fest, dass man die neue Stammausgabe nicht aus kurzfristigen Abo-, Inserate- oder gar Sparerwägen eingeführt habe. Die drei Lokalausgaben seien vielmehr der Mobilität der Einwohnerinnen und Einwohner nicht mehr gerecht geworden. Höpli weist zudem darauf hin, dass es um das Schaffen eines regionalen «Zusammengehörigkeitsgefühls» gehe – und so etwas brauche Zeit. Das gilt nicht nur für die Lese- rinnen und Leser, sondern auch für die Redak- torinnen und Redaktoren, die «Bewusstseins-

arbeiter in den Redaktionen, die ja Teil der Gemeinschaft sind.» Da geht es um Ressourcen, aber auch um die Blickrichtung, sagt Höpli: «An dieser Perspektive arbeiten wir und stehen damit erst am Anfang.»

Die Konstellation ist reichlich vertrackt: Die Region ist geografisch zersplittet und unüber- sichtlich. Unterschiedliche Bedürfnisse müssen berücksichtigt und die Ansprüche verschiedener Gruppen, Milieus und Institutionen an die hiesige «Monopolzeitung» aufgefangen werden. Dazu kommen unternehmerische Zwänge und eine Medienlandschaft, in der vieles in Bewegung ist. Ähnliches gilt für die drei Redaktionen in Rorschach, Gossau und St.Gallen, zumal der tägliche Administrations- und Koordinationsaufwand inzwischen – wie man hört – aussergewöhnlich mühsam sein soll. Die Redaktionen können ihre Beiträge nicht einfach in die Zeitung bringen, die Inhalte sind zu gewichten und aufeinander abzu- stimmen. Die Medienwissenschaft setzt noch eins drauf. Eine Regionalzeitung müsse in ihrer Region Identität stiften, Vertrauensper-

ach

gefahr s

810 Meter
gewinne sc
heit und
naher Wie
ökologisch
zwischen
Goldachte
begründet
D. Ba



wind renaturiert

der Höchsterwaldbach streckenweise offen gelegt werden.

öffnen. Der Bach soll schwassicher-
nehmen als natür-
lich eine wichtige
Netzfungsfunktion
schsterwald und
wird in der Vorlage

Bachteil fliesst entlang der Schre-
bergärten bis zum Zusammen-
fluss an der Rorschacher Strasse.
Entlang des südlichen Astes ist
neu ein Fussweg geplant.

Kanton und Bund zahlen mit

Durch die Offenlegung muss
die angrenzende Landwirt-

sehe, die alte Eiche unterhalb
der Brücke muss dem Bach
weichen. Am besten seien nur
ganz vereinigt Rodungen not-
wendig, hieß es weiter.

Die Kosten für das Projekt be-
laufen sich trotzdem auf 100 Fran-
ken. Bund und Kantonsüberneh-
men 60 Prozent der Kosten.

Regionale Bedeutung

Beim Eröffnungsakt
die Stadträtsinnen Elisabetta
und Barbara Schmid besor-
den Bau. Die beiden
Architekten Niederman
und Urs Wüest vom Hochbau-
amt. Sie hätten ein Juwel geschen-
ken, sagte auch Albert Rüesch
die Stadt und die ganze

son sein, sich unentbehrlich machen, sagte Medienprofessor Roger Blum an der Publicitas-Verleger-Tagung Ende letzten Jahres. Im Folgenden fünf Punkte, die auch einiges über unsere Region und unsere Mediengewohnheiten erzählen.

1. Virtuelle Stadtmauer

Wird die neue Stammausgabe den «mobiler» und «urbaner» gewordenen Einwohnern wirklich gerecht? Die Leser in der Region erhalten alle Informationen aus dem Zentrum St.Gallen. Andererseits sind St.Gallen, Gossau und Rorschach jeweils noch mit ganz anderen Zusammenhängen vernetzt, die im Konzept dieser Agglomerationszeitung untergehen – in Politik, Wirtschaft, Gesellschaft, Freizeit. Ähnliches gilt für die individuelle Arbeits- und Lebenswelt vieler Einzelner. Die Agglomeration «St.Gallen-Rorschach-Gossau» ist letztlich ein willkürlicher Begriff, sozusagen eine virtuelle Stadtmauer in einer Welt, deren Grenzen sich zusehends auflösen. Zudem hält sich die Vergleichbarkeit der drei Städte in Grenzen.

So ist etwa für das Zentrum St.Gallen der Ver-
gleich mit Winterthur in vielem interessanter
als mit Rorschach und Gossau.

2. Zwischen Tageszeitung und Gemeindeblättchen

Wie steht es mit dem Inhalt? Öfters ist die Kritik zu hören, dass für alle drei Teilregionen ein einheitliches Inhaltskonzept angewendet werden sollte. Jetzt schleppen vor allem die Redaktionen von Rorschach und Gossau verschiedene «Altlasten» aus ihrer Zeit als eigenständige Redaktionen mit: traditionelle Informationen, amtliche Bekanntmachungen. Waren nicht zwischen dreissig und fünfzig Prozent dieses Inhalts im Internet oder in einem Gemeindeblättchen besser untergebracht? Der Tagblatt-Chefredakteur schliesst nicht aus, dass für «sehr lokale» Themen und die Vereinsberichterstattung in Zukunft eine Zweiteilung Print/Online «sehr wohl denkbar wäre». Der Anriß in der Zeitung, die ausführliche Information im Internet. Der Vorarlberger Verleger Eugen Russ nennt dieses Prinzip

«Browser-Medium». Vernachlässigen darf man laut Höppli Dorf- und Vereinsthemen auf keinen Fall: «Unsere Leserschaft ist in der Regel stark lokal verankert, seit vielen Jahren hier wohnhaft und will auch das Dorf- und Vereinsleben auf den Lokalseiten gespiegelt sehen.»

3. Durcheinander von Heimaten

Was macht die Agglomeration St.Gallen denn aus? Wie weit ist das vom St.Galler Tagblatt anvisierte Zusammenghörigkeitsgefühl überhaupt realistisch? Volkskundler bezeichnen Agglomerationen heute als heterogenes «Durcheinander von Heimaten», das sozial, kulturell und räumlich ganz unterschiedliche Dimensionen hat. So gesehen braucht die neue Agglomerationszeitung wohl vor allem eines: die gute Durchmischung des Inhalts. Die «Dorf- und Vereinsthemen» haben hier – das wird man Gottlieb F. Höppli glauben – nach wie vor ihren Platz. Manchmal sind sie sogar für auswärtige Leser spannend und charmant. Insgesamt fragt man sich aber, ob die jetzige



Musikakademie St. Gallen

Kirchenmusik Klassik Jazz

klubschule

MIGROS

Geben Sie den Ton an: Jazzschule St. Gallen.

Lehrdiplom Jazz Vollzeitstudium

Musikalische Grundschule Berufsbegleitende Ausbildung

Musikpädagogik Berufsbegleitende Ausbildung

Nachdiplomstudium Keyboard Berufsbegleitende Ausbildung

Vorbereitung zum Lehrdiplom Jazz und zur Musikalischen Grundschule Vorkurse

Informationsveranstaltungen: Januar, Februar, März

Anmeldeschluss: April - Aufnahmeprüfungen: Juni - Studiumsbeginn: August

Weitere Ausbildungen der Musikakademie St. Gallen:

Kirchenmusik C- und B-Diplom (Orgel/Chorleitung/populäre Musik)

Beratung und Anmeldung

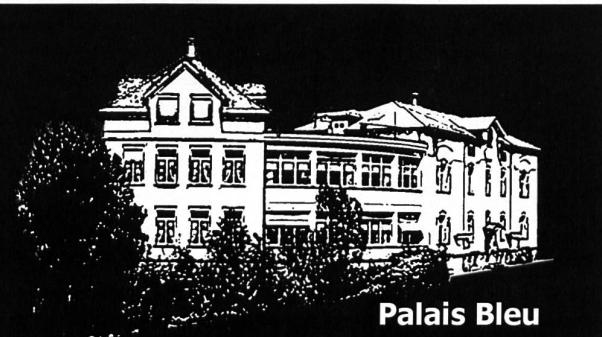
Musik & Kultur Klubschule Migros

Bahnhofplatz 2, 9001 St. Gallen

Tel. 071 228 16 00, Fax 071 228 16 01

musik.kultur@gmos.ch

www.musikakademie.ch



Palais Bleu

ehemaliges Krankenhaus in Trogen wandelt

sich zum Kultur- Wohn- und Arbeitshaus.

Jetzt suchen wir Mitspieler und Mitspielerinnen!

Ab Herbst sind Ateliers, eine Wohnung und

nach Wunsch eine Atelierwohnung frei.

Infos unter 071 260 26 86 Sonja Hugentobler.

www.palaisbleu.ch

**Kulturförderung
Kanton St.Gallen**

Werkbeiträge 2007 Atelierwohnung Rom

**angewandte Kunst
bildende Kunst
Film
Literatur
Musik
Theater/Tanz**

Detaillierte Informationen und Anmeldeformular 2007 erhalten Sie ab 5. Februar 2007 beim Amt für Kultur, "Werkbeiträge", Regierungsgebäude, 9001 St.Gallen, unter www.sg.ch oder telefonisch unter 071 - 229 43 29. Anmeldeschluss ist der 20. März 2007.

Mischung die richtige ist. Hat der «Dörfli-Horizont» gegenüber den regionalen Zusammenhängen nicht ein Übergewicht? Wo sind die Pendler, die Raumplanung, die wirklich heiklen gesellschaftlichen und sozialen Probleme, wo das Lebensgefühl in dieser Region zwischen Provinzagglomeration und globaler Welt, das Mit- und Gegeneinander der Kulturen, Mentalitäten, Milieus?

4. «Wellengekräusel» der Tagesaktualität

Eine andere Frage ist, wie weit die «Tagesaktualität» noch ein Leitprinzip sein kann. Diese Frage stellt sich nicht nur wegen der veränderten Mediengewohnheiten (Radio, Pendlerzeitungen, Lokalfernsehen, Internet), sondern auch wegen der heutigen Austauschbarkeit der lokalen «Bühnen» und Ereignisse. Dorfmusik-Abende, Orgelkonzerte oder Flohmärkte sehen von aussen gesehen alle gleich aus. Das Problem stellt sich im Zeitalter von Globalisierung, Massenmobilität und elektronischer Kommunikation nicht nur im Zeitungsbereich: Was verleiht einem einzelnen Ort oder einem einzelnen Ereignis überhaupt noch Profil? Andere Optiken wären: ein konkretes Einzelphänomen genau anzuschauen, Hintergründe, Muster und Zusammenhänge zu untersuchen oder langfristige Entwicklungen zu skizzieren. Interessant könnte auch der Einbezug des soziologischen oder ethnologischen Blickes sein. Das zeigen etwa David Signer und

Das Problem stellt sich im Zeitalter von Globalisierung, Massenmobilität und elektronischer Kommunikation nicht nur im Zeitungsbereich: Was verleiht einem einzelnen Ort oder einem einzelnen Ereignis überhaupt noch Profil?

Andri Pol in ihrem neuen Buch «Grüezi» für die Schweiz. Von solchem «Nicht-Tagesaktuellerem» könnte im neuen Agglomerationsbund noch mehr sein – auch dieser Wunsch ist öfters zu hören. Relevante, gut recherchierte Agglomerationsgeschichten in der Art, wie sie das Ressort «Ostschweiz» gelegentlich bringt. Der Hinweis, das sei Sache übergeordneter Tagblatt-Ressorts wie «Leben» oder «Ostschweiz», ist kein wirkliches Gegenargument. Es ist ein Unterschied, ob solche Themen im zentralen oder im lokalen «Schaufenster» abgehandelt werden. Vielleicht wäre auch ein monatlicher Rückblick ein Segen. Denn, welche Leserin oder welcher Leser kann in dieser Flut von Artikeln auch nur annähernd den Überblick bewahren, zumal die Berichterstattung ein rechtes Stück über das Gebiet zwischen Rorschach und Gossau hinausgeht? Da ist man froh, wenn man gelegentlich einen Bekannten trifft: «Du, wie läuft es denn so bei euch in Rorschach?»

5. Sorgenkind Politik

Auch in unserer Region hat die Politik an Boden verloren – bei der Bevölkerung, aber auch als Gestaltungskraft. Umso wichtiger ist, dass die Regionalzeitung politische Themen aufgreift und kommentiert – wach, engagiert, kritisch. Am breitesten ist die politische Berichterstattung im St.Galler-Teil. Das liegt daran, dass St.Gallen die grösste Stadt ist und hier am meisten läuft. Der Rorschach-Teil wirkt im Vergleich dazu gespenstisch unpolitisch. Hier liegt der Hauptgrund wohl darin, dass es in der Bodenseestadt seit Anfang 2005 kein Gemeindeparkt mehr gibt und dem auswärtigen Zeitungsleser der Rorschacher Stadtpräsident Thomas Müller ein wenig wie ein städtischer Kleinkönig vorkommt. Es fragt sich aber doch, ob für Rorschach nicht mehr politische Beiträge drin liegen würden. Gossau hat hier übrigens die besseren Karten: Die Gemeinde verliert zwar im Zuge der Tagblatt-Strategie ihre Lokalredaktion, hat dafür aber seit 2001 ein Stadtparlament.

TAGBLATT-CHEFREDAKTOR GOTTLIEB F. HÖPLI BEFRAGT ZU:

Begehrlichkeiten und Aufmerksamkeit

«Wir leben in einer Zeit der zunehmenden Ansprüche und Begehrlichkeiten. Wieso soll das beim führenden Medium der Ostschweiz anders sein? Das ist ja eben eine Bestätigung dafür, dass wir als ‹Innenausstatter› des öffentlichen Raumes als wichtig und nötig angesehen werden. Einzelnen Kräften übermäßig viel Raum zu geben, wäre dumm: Damit stachelten wir die Begehrlichkeiten Dritter nur noch mehr an. Ich frage jeweils begehrliche Veranstalter oder auch Inserenten, ob sie denn zufrieden wären, wenn ich auf die Wünsche ihrer Konkurrenten ebenso nachgiebig eingehen würde, wie sie das von mir gerade erwarten. Dann hat mancher begriffen, dass es in der Verteilung öffentlicher Aufmerksamkeit Regeln braucht. Die Redaktion muss sich nur daran halten.»

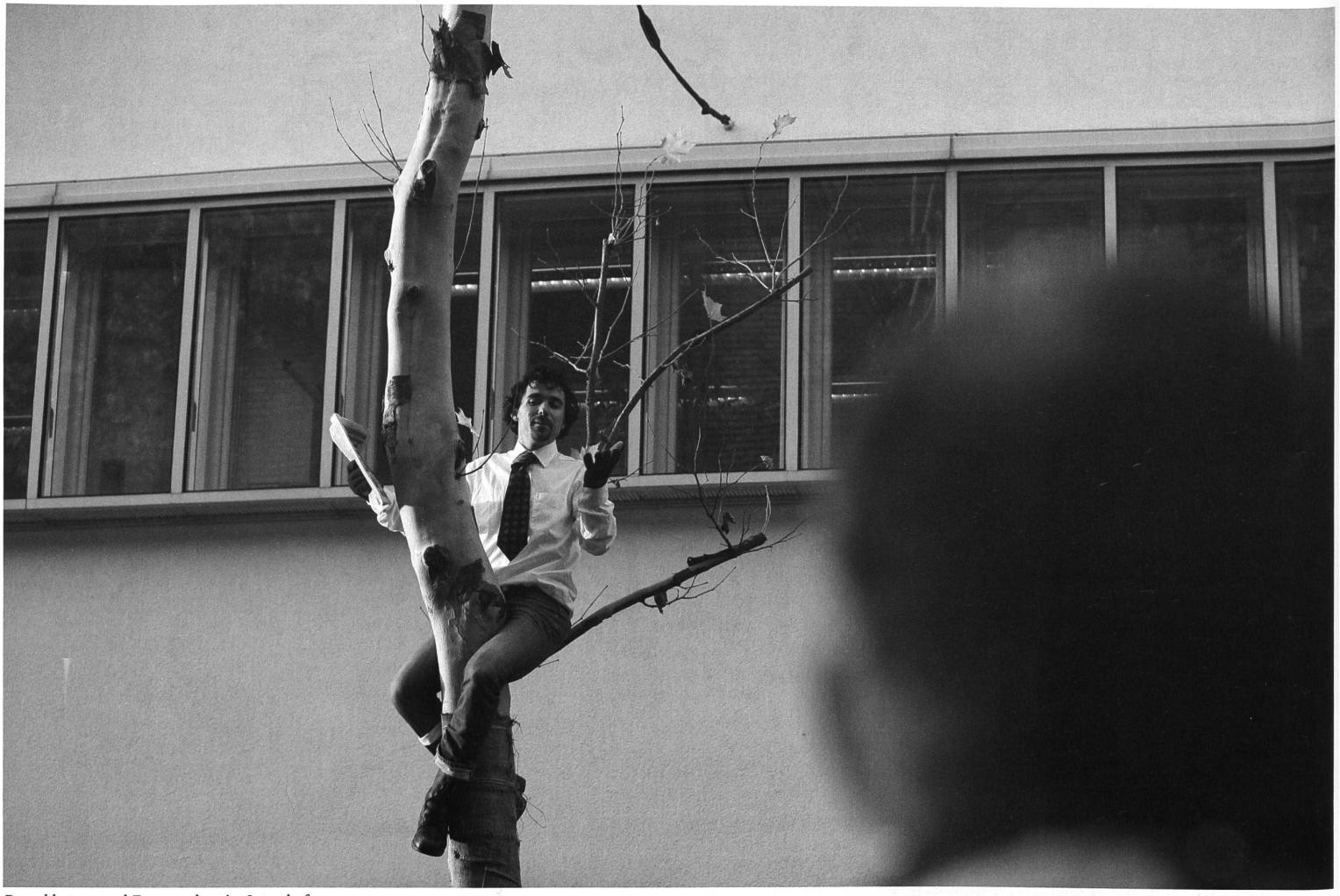
Kulturberichterstattung des Tagblatts

«Die Kulturberichterstattung im Tagblatt ist dreigeteilt. Die ‹grosse› Kultur, will sagen die an den grossen (und teuren) St.Galler Kulturnstitutionen (Konzert und Theater,

Museen usw.) produzierte Kultur hat ihren Platz auf den Kulturseiten des Zeitungsmantels. Die in der Regel von professionellen Kulturschaffenden produzierte Kultur in der Region erscheint auf der Seite ‹Regionkultur›. Da auch diese Kultur ihren Schwerpunkt im Zentrum der Region hat, also in der Stadt St.Gallen, unterscheidet sie sich logischerweise nicht so sehr von der früheren Seite ‹Stadtkultur›. Die oft von nichtprofessionellen Kulturinteressierten ausgeübte oder veranstaltete regionale Kultur schliesslich hat ihren Platz nach wie vor auf den Lokalseiten. Dort berichten dann oft nicht Kultur-, sondern ‹gewöhnliche› Lokaljournalisten über solche Veranstaltungen. Deren Sprache wird dem Gebotenen aber vielfach sogar eher gerecht als das begriffliche Instrumentarium eines Profis.»

Zukunft des Tagblatts

«Wir stehen nicht still, sondern wälzen – übrigens für die ganze Zeitung – im Hinblick auf das Jahr 2008 zahlreiche Pläne und Projekte. Über die wir gackern werden, wenn die Eier gelegt sind.»



Baumklettern und Fusswaschen im Innenhof zwischen Lagerhaus und Stadtpolizei.

Bilder: Hanspeter Schiess

MEHR DISKURS ERWÜNSCHT

131 Saitenleserinnen und -Leser haben den Fragebogen aus dem November-Heft ausgefüllt. Obwohl – oder gerade weil – er so suggestiv formuliert war, hat er zu Zuspruchungen wie der Frage «Wo findet hier die Stadt statt?» beim Bahnhofplatz oder der Feststellung «Ich höre sie noch im Untergrund» (die alternative Kultur) beim Raiffeisenplatz inspiriert.

Ob die Idee, den Innenhof zwischen Lagerhaus und Stadtpolizei abzuschliessen, zwei Bocciabahnen einzurichten und Wettkämpfe «zwischen der Polizei und dem Rest» zu veranstalten, dem Hof – und nicht nur dem – zu mehr Seele verhilft, wäre einen Versuch wert.

Sämtliche Ergebnisse im O-Ton, wie auch die Bilder, finden sich im Weblog zur Tagung.

Der Anspruch der Tagung, an- und aufzuregen wurde nur bedingt eingelöst. Einiges mehr an politischem Diskurs soll mit der dritten Ostschweizer Sozialraumtagung am 29. Juni 2007 in St.Gallen statt und dreht sich ums Thema «Sicherheit». [daf]



DIE BIERZELTFALLE

Am 10. November fand die zweite Ostschweizer Sozialraumtagung statt. Die Fragestellung: Wem gehört der öffentliche Raum? Das Ergebnis: Der linke Wunsch nach Ästhetik reimt sich auf die rechte Forderung nach Sauberkeit. Wenigstens hat man vom Nachmittag zweitausend Fotos gemacht.

von Kaspar Surber

Ist da am St.Galler Hauptbahnhof ein Filmdreh im Gang? Eine Kamera surrt. Fotografen pirschen im Kreis um eine Plakatsäule. Auf die steigt jetzt Dani Fels. An der Fachhochschule St.Gallen leitet er das Kompetenzzentrum Soziale Räume. Zusammen mit dem Stadtplanungsamt und dem Atelier für Sonderaufgaben hat er die zweite Ostschweizer Sozialraumtagung organisiert. Und kann nun 200 Teilnehmer, angereist aus der ganzen Schweiz, die meisten in sozialen Berufen tätig, begrüssen.

«St.Gallen ist eine Stadt im Aufbruch», sagt Fels. «Es stellt sich die Frage, wie offen ihr öffentlicher Raum sein muss, dass er als solcher und nicht bloss als Durchgangsraum wahrgenommen wird.» Genau das sollen die Teilnehmer heute Nachmittag an drei öffentlichen Plätzen untersuchen: dem Raiffeisen-Platz mit dem roten Teppich; dem Hof zwischen Lagerhaus und Polizeigebäude, in dem ein Stadtwald absichtlich schief in den Himmel wächst; und dem Bahnhofplatz, wo nicht mehr Denner-Lager im Freien, sondern Schützengarten-Stangen im Bierzelt getrunken werden.

Wohlgemeinter Versuch

Der Nachmittag ist schnell erzählt: Auf dem Raiffeisen-Platz diskutiert das Ehepaar Martin und Charlotte Bleicher (zwei Schauspieler), ob die Namensgebung rechtens sei und ob der eine rote Tisch nun dem Luxuslokal Maximilian gehöre oder nicht. Im Innenhof zwischen Lagerhaus und Polizeigebäude klettert Patrik Riklin vom Atelier für Sonderaufgaben auf einen schiefen Baum und schlägt eine Zeitung auf. Eine Irritation durch unübliche Handlungen sei das, sagt er. Gerade die Irritation würde im öffentlichen Raum Begegnungen bewirken. Die Diskussion, wie der Bahnhofplatz zur städtischen Visitenkarte werden könnte, habe ich leider verpasst, weil mir ein Bekannter aus dem Bierzelt gewunken hat. Das Zelt – in der Zwischenzeit ist es verschwunden – diente im November als Provisorium für die Metropol-Bar. Es war eine gemütliche Stunde im geheizten Zelt mit den ausgelegten Teppichbahnen, den Plastikstühlen und den Zierpflanzen. Als ich wieder ging, habe ich auf der Rückseite des Zeltes noch eine Fernsehantenne entdeckt. Vielleicht für den Fall, dass die Gäste einmal zusammen einen Fussballmatch schauen wollen. Gegen Abend treffen sich die Tagungsteilnehmer in der Lokremise – und das kann nicht

schnell erzählt werden. Denn hier entlarvt sich, bei Kürbissuppe und Käse, im trostlosen VIP-Interieur der «Schnittpunkt»-Schau, mit der sich der Kanton St.Gallen bei der Modefirma Akris anbietet, die Tagung: als wohlgemeinter Versuch, der doch nur die Verhältnisse wahrt. Drei Beobachtungen dazu und drei gegenteilige Behauptungen.

1. Ästhetik heisst Sauberkeit

Während ich im Bierzelt sass, haben Tagungsteilnehmer ihre Meinung zur Visitenkarte Bahnhofplatz in ein Diktaphon gesprochen. Einige ausgewählte Stimmen werden jetzt in der Lokremise über Lautsprecher abgespielt. «Das Bierzelt sollte man in die Luft sprengen», sagt ein junger Mann in bewusst frechem Ton. Die halbe Lokremise lacht auf. Yeah, wir sind ja urban, denken sie wohl, und das Bierzelt ist überhaupt nicht urban. Macht sich auch nicht gut, wenn unsere urbanen Freunde zu Besuch kommen. Und yeah, wir sind trotzdem tolerant, das Bierzelt hat ja die Punks vertrieben.

Aber nein: Vertrieben hat die Punks nicht das Bierzelt, sondern das neue Polizeireglement (ein Wort, das während der ganzen Tagung kaum erwähnt wird). Wer sich stört am Bierzelt, stört sich zu spät und am falschen Objekt. Und von wegen tolerant: Auch wenn sie vier Franken für ein Bier und einen Sitzplatz bezahlen, sitzen in der Metropol-Bar nicht die Gewinner dieser Gesellschaft. Die Aussage, das Zelt gehöre in die Luft gesprengt, zeigt bloss, wie schnell sich der linke Wunsch nach Ästhetik mit der rechten Forderung nach Sauberkeit vermischt. Das öffentliche Leben ist keine Corbusier-Liege und trotzdem unbequem.

2. Fülle keine Fragebogen aus

In der Lokremise ist mittlerweile der Zweck der vielen Kameras offensichtlich. In einer Art Laborsituation, mit Laptop und Beamer, tragen Studenten der Fachhochschule Fotos vom Nachmittag zusammen. Am Ende werden es 2000 Fotos sein. Eines von mir flimmt gerade über die Leinwand. Ich notiere etwas auf dem Raiffeisen-Platz. Interessant. Zum Schluss kommen drei ausgewählte Teilnehmer nach vorne und schildern ihren Eindruck von der Tagung. Sie sagen: «Wem gehört der öffentli-

che Raum?» Und antworten: «Darauf finden wir immer wieder andere Antworten.»

Nicht nur an der Sozialraumtagung: Die Beobachtung der Beobachtung, die Kritik der Kritik, ist ein Phänomen, das sich allerorten Bahn bricht, in Statements, Fragebogen, Dokumentationen, Evaluationen, Supervisionen. Ja, all die Mitmach-Gesten machen den Kritiker erst zum Kritiker und machen uns glauben: Da wird Demokratie hergestellt, und wir reden mit! Das Gegenteil ist der Fall: Es werden bloss die Verhältnisse gewahrt, vielleicht ein bisschen menschlicher. Wer das nicht einsehen will, muss im Lift bloss einmal den Knopf drücken, der angeblich die Türe schneller zumacht: Der Lift fährt erst, wann er fährt.

3. Konfrontation statt Irritation

Im Vorfeld der Sozialraumtagung hatte sich Kommandant Pius Valier bei den Organisatoren beschwert, dass die Stadtpolizei nicht in die Planung integriert worden sei. Dies wird nun wieder gut gemacht, in dem von der Lokremise aus live mit Stadtrat Hubert Schlegel zu seiner Aussicht auf den Polizei-Innenhof telefoniert wird. Er findet ihn nicht so wichtig. Die Organisatoren finden es aber wichtig, darauf hinzuweisen, dass die nächste, dritte Ostschweizer Sozialraumtagung zum Thema «Sicherheit» stattfindet, und dass dann die Polizei in die Planung eingebunden wird. In die selbe Richtung wie die vorhin erwähnte Pseudodemokratie zielt diese Konsenssehnsucht: Man ist zwar angriffig – aber meint es

Oh, da würde die Stadt plötzlich ganz schön unterhaltsam werden! Wir würden exakte Fragen stellen. Wir würden mutige Kritik üben.

nicht ganz ernst. Und dient damit einmal mehr nur den Starken. Die künstlerische Strategie heisst folgerichtig Baumkletterei, heisst Irritation. Der Künstler stösst die Menschen vor den Kopf, will sie zum Nachdenken anregen – und nimmt sie gerade dadurch nicht für voll. Ich finde: Statt Irritation bräuchte es mehr Diskussion und Konfrontation. Und statt mehr Soziologie und Kultur mehr Politik.

Konzertlokale, die haben wir jetzt. Was würde aber passieren, wenn wir sagen: Die Villa Wiesental und das Badhaus hinter der Lokremise werden nicht abgebrochen, weil es in einer Stadt günstigen Wohnraum braucht? Was würde passieren, wenn wir sagen: Die Parkgarage unter dem Marktplatz macht das Zentrum ungefähr so kaputt, wie die Stadtautobahn einst St.Fiden kaputt gemacht hat? Oh, da würde die Stadt plötzlich ganz schön unterhaltsam werden! Wir würden exakte Fragen stellen. Wir würden mutige Kritik üben. Und vor allem hätten wir den Beobachtungsposten, den uns Anlässe wie die Sozialraumtagung anbieten – für uns und gegen uns –, verlassen.

HIGHTECH-SPIELWARENLADEN UNTER MAOS HINTERN



Bahnhof Shanghai

Die Bahnhofshalle, wie üblich ein geordnetes Chaos, wirkt von innen noch grösser. Die Menschenmassen bewegen sich in einem behäbigen, stetigen Strom die Rolltreppen hoch. Wir finden schnell und ohne Mühen unseren Bestimmungsort: Waiting Hall Nr. 8. Gleich nachdem wir uns auf einem der unzähligen Plastikschalensitze niedergelassen haben, öffnet sich die metallene Schleuse am Ende der Halle. Kurz darauf bellt eine metallisch klingende Lautsprecherstimme unsere Zugnummer und Abfahrtszeit durch den Bahnof. Es kommt alles in Bewegung: Die Wartenden um uns herum erheben sich von ihren Sitzen, packen ihre Bündel und machen sich auf Richtung Ausgang. Wir schliessen uns dem Strom einfach an, lassen uns sanft mittreiben von den Menschen, die langsam aber bestimmt in die selbe Richtung drängen.



Bahnhof Chengdu

Der riesige Platz erscheint im diffusen Licht der Abenddämmerung und nach 36 Stunden Zugfahrt unwirklich. Hunderte von Menschen sitzen unter wispernden Bäumen, Wartende, Reisende. Nicht wie Grossstädter von Shanghai sitzen sie, sondern wie Landbewohner, mit viel Gepäck, grossen Bündeln und Säcken: Saatgut, Gemüse, Matratzen, Ersatzteile, Werkzeug. Alleine unterwegs ist kaum jemand. Jeder Einzelne wirkt so, als ob er einer grösseren Gruppe angehörte, in Übereinkunft mit anderen stünde, in seiner Gestik, seiner Haltung, seiner Mimik. Etwas weiter weg hält an einer Strassenecke ein Dutzend Frauen in Alltagskleidung ein Gymnastikstündchen ab. Zur scheppernden Musik aus einem billigen Rekorder schwingen sie graziös die Arme, drehen und neigen sich sanft. Kein Passant bleibt stehen, niemand gafft (ausser wir «Langnasen»), alles gehört zu allem.



Chengdu: Kuang Xiang Zi (kleine Gasse)

Zu nachtschlafener Stunde pilgern wir ins Stadtquartier, wo wir die nächsten Tage wohnen werden: ein apokalyptisch anmutender Spaziergang. Die gesamte linke Strasseite ist eine gigantische Baustelle, wo die hoffnungslos heruntergekommenen Häuschen und Gäßchen abgerissen und im neu-alten Stil kunstgerecht wieder aufgebaut werden. Auf der rechten Seite, dort wo unser Hostel Dragon Town sich versteckt hält, gibt es noch die alten Strukturen von Stein- und Holzhäusern, Teehäusern, Höfen, Schuppen – Tür und Tor und Fenster der milden Nachtruft geöffnet. Gedämpftes, gespenstisch anmutendes nächtliches Highlife: Menschen, die im schönen Licht zahlloser roter Laternen auf Bambusstühlen sitzen, schlafen, sprechen, schauen, essen. Heimliches Leben, Gebrützel, Gestinke, Gelächter, Gesprächsfetzen vor der Szenerie eines dunklen Trümmerfeldes. Wir stolpern mit unserem Gepäck über Haufen von Sand, Aushub und Kies und weichen Baugruben und offenen Schächten aus. Niemand nimmt gross Notiz von unserer schrägen Herbergsuche – es gehört alles dazu, es gehört alles zusammen. Entstehen, Sich-Behaupten und Vergehen. Scheitern, Neuanfangen, Warten, Aushalten, Finden, Lassen. Eine kleine wimmelnde Welt in der grossen Unüberschaubarkeit. Schach- und Majongspielen draussen auf dem Treppenabsatz im Licht der weit geöffneten Ladentür. Fernsehschauen, Zeitunglesen, Kerneknacken, Spucken. Spucken vom Morgen früh bis spät in die Nacht hinein. Weil es gesund ist, weil es so schön ist, weil niemand sagt, Spucken sei eine grässliche Untugend. Doch am liebsten – Spielen: Lachend und kei-

fend sich bekämpfen. Die friedfertige Konkurrenz. Aus der Zeit fallen. In die Zeit fallen. Alles total, aber sanft. Diese sanfte, fast widerstandslose Totalität. Diese unzerstörbare Beharrlichkeit. Dieses geheimnisvolle insistierende Savoir-Vivre. Zeitweben auf Chinesisch im Ameisenhaufen Chengdu.



Chengdu: Oktober-Strassenszenen

Ich sitze im Teahouse vor unserem Hotel, in einem wackeligen, aus Bambus gefertigten Stuhl, der bei jeder Bewegung ächzt. Körperlich müde von einem ereignisreichen Tag schliesse ich die Augen. Meine Gedanken sausen nochmals hinaus in die Strassen Chengdus. Bald verlieren sie sich in engen Gäßchen. Ich streife vorbei an winzigen Läden, Kiosken und Garküchen. Aus rauchenden schwarzen Metalltöpfen, die über rotzündelndem, giftigem Feuer hängen, blubbert und brutzelt es in allen Sensationen. Ich schlängle mich durch die Menschenmassen, rieche den Schweiss der Menschen, wische mit der Hand über meinen Mund, nehme andere Gerüche war, tausende. Eine Wand aus Gerüchen wabert mir entgegen. Und dann diese Farbenvielfalt: Die Kleidung der Menschen ist nur auf den ersten Blick ein und dieselbe. Bei genauem Hinsehen erkenne ich Hunderte von Schwarztönen, graue Anzüge, gemusterte Fräcke, löchrige und ausgebeulte Baumwollhosen in Grau oder Braun, junge Mädchen in bunter Mode, aus seltsamem Stoff geschneidert, mit noch seltsameren Mustern. Ein Gewirr von Stimmen umgibt mich, immer wieder durchdringt das Hupen eines Autos das menschliche Stimmenorchester, dann wieder schreien mir die Strassenhändler Unverständliches ins Ohr. Kaufen will ich eh nichts, ich bin nur in Gedanken hier.



Chengdu: Mao Ze Dong oder 70/30

Er steht unübersehbar da, in der Mitte von Chengdu: Mao Ze Dong, Chairman Mao, der Befreier vom Joch der Armut, der Ausbeutung, der kapitalistischen Einmischung etc. Es sei die grösste Mao-Statue Chinas, steht im «Lonely Planet». Freudlich, aber bestimmt blickt er auf den Platz vor ihm, in bekannt charakteristischer Pose eine Hand auf den Rücken gelegt, die andere wie zu einer Erklärung ansetzend. Ein Freund des Volkes, würde man gerne meinen. Der Platz vor ihm ist aber nur noch eine Baugrube, hier soll eine Metrostation entstehen. Rundherum recken sich Downtown-Hochbauten gen Himmel und machen dem Chairman Konkurrenz. Trotzdem steigt so etwas wie Ehrfurcht in mir auf, schliesslich war das «Rote Büchlein» einst Lieblingslektüre und Mao eine Leitfigur. Ganz vorbei sei das nicht, heisst es, verehrt werde er immer noch. Davon ist hier nicht viel zu spüren. Die Menschen hasten an ihm vorbei, schauen kaum hoch. Nur ab und zu lässt sich jemand – es sind meist ländlich aussehende Menschen – mit Mao im Hintergrund fotografieren. Gepflegt ist die Anlage perfekt. Und sie hat eine Hinterseite. Entlang an Buch- und Souvenirkiosken – ähnlich wie in unseren Wallfahrtsorten, nur mit anderen Sujets – gelangen wir zu ihr. Das Staunen ist gross: Unter Maos Hintern haben sich ein Hightech-Spielwarenladen und ein smartes Fastfood-Restaurant eingenistet. Sakrileg, durchzuckt es mich – oder ist es nur ein Beispiel für den oft und gerne zitierten chinesischen Pragmatismus? Später lesen wir, in China werden die Leistungen Maos heute so eingeschätzt: siebzig Prozent gut, dreissig Prozent schlecht. Nicht zu erfahren ist, auf was sich die dreissig Prozent beziehen. Auf die Umgebrachten, die Gefolterten, die Umerzogenen, die Kulturrevolution, Maos Frau oder seine Aus-



Julian

Christine

Richard



Chengdu: Die Farben sind auf den ersten Blick dieselben.



Private Altpapierabfuhr: geordnetes Chaos 1.



Wartesaal Bahnhof Shanghai: geordnetes Chaos 2.

Bilder: Butz/Fischer/Sonderegger

schweifungen (Weiber, Tanzereien, Grausamkeiten)? Inzwischen ist dies zu unserem Familiensprichwort geworden: siebzig/dreissig. Trifft es übrigens meistens, weil es so vieles offen lässt. Die reinste Mao- und Kommunismusverehrung findet sich nur wenige hundert Meter entfernt, am gleichen Boulevard gelegen, im Chengdu-Kunstmuseum. Kunst bedeutet hier, den «Langen Marsch» und die Revolution abzufeiern. Auf vielen Bildern sind Menschengruppen zu sehen. Oft sind sie fast nur angedeutet oder bestehen aus kleinen Figuren. Sie kämpfen sich, immer ein rotes Fähnlein mitführend, durch harsches, vielfach winterliches Gelände: Aufrechte auf dem Weg in eine bessere Zukunft! Oder dann einzelne Kämpfer, Frauen und Männer, im Grossformat dargestellt, meist gleichzeitig freundlich lächelnd und mit bestimmt-konzentriertem Blick, ihrer historischen Aufgabe bewusst. Zwischen all diesem grässlichen Kitsch, der einen aber doch berührt, hängt ab und zu ein meisterliches Bild, toll gemalt und klichesfrei. Es war also – trotz aller Kontrolle und Bevormundung – möglich, sich künstlerisch treu zu bleiben. Fazit nach dem Rundgang: dreissig/siebzig.

**Chengdu: Vor der Abfahrt Richtung Osttibet**

Lange die Baustelle vor dem Hotel beobachtet. Die Stadt, das Land als universelle Baustelle. Ein ganz anderes Bauen als bei uns: Die Endfertigung der Bauelemente findet direkt auf der Baustelle statt, oft in schönen «Baracken» aus Bambus, die rasch auf- und wieder abgebaut werden können. Die Zimmerei, die Schreinerei, die Schlosserei, alles unmittelbar anwesend. Maschinelle Arbeitskraft hier, mitten in der Stadt, erst ganz wenig. Fast alles wird manuell ausgeführt, in normalen Strassenkleidern, Stoffschuhen. Keine Schutzhelme, keine Ohrenschützer, Handschuhe, Atemmasken. Auch kein Arbeitsschutz in Form von Gewerkschaften, Altersvorsorge usw. Vogel friss oder stirb. Stirbst du, nimmt gerne ein anderer den Pickel in die Hand. Es sind ja so viele. So viele Klaglose? Der Zement wird mitten auf der Strasse gemischt, in Kübel gefüllt und mittels eines Jochs aus einer langen Bambusstange schwankend fort getragen. Für uns wirkt vieles zufällig, chaotisch. An allen Ecken wird gleichzeitig angefangen und in scheinbar unverbundenen Einzelaktionen vor sich hingewerkelt. Doch zwei drei Tage später staunt man, wie weit die Arbeit bereits vorgerückt ist, wie durch Zauberei.

**Chengdu: Fahrt zum Busbahnhof**

Unser Taxifahrer wühlt sich durch das morgendliche Verkehrschaos. Nur ganz langsam geht die Fahrt durch die verstopften Strassen voran. Chengdu scheint noch über kein Verkehrskonzept zu verfügen. Der technologische Fortschritt und damit die Motorisierung der Menschen hat die Stadt und ihre Verantwortlichen sprichwörtlich überrollt. Überall stauen sich die Autokolonnen, ein Durchkommen scheint oft aussichtslos. Unser Taxifahrer findet trotzdem immer wieder eine schmale Lücke und schiebt sein Vehikel unermüdlich Meter um Meter vorwärts. Noch sind wir ahnungslos, dass wir uns knapp 24 Stunden später in einem klapperigen Bus über einen gut 4000 Meter hohen Pass durch heftiges Schneetreiben ins osttibetische Lagong kämpfen werden.

Christine Fischer, Schriftstellerin und Logopädin in St.Gallen, **Richard Butz**, Journalist und Kulturvermittler in St.Gallen, und **Julian Sonderegger**, Weltreisender und Bankfachmann, der in St.Gallen, Japan und China lebt, waren zum ersten Mal in dieser Dreiergruppe auf Reisen, würden es aber jederzeit wiederholen.



Walaschek (rechts) im Kriegsländerspiel gegen Schweden 1942. Bild: pd



General Guisan und sein Captain Severino Minelli. Bild: pd

«JETZT SPINNT ER!»

«Die Nati» ist kein weiteres überflüssiges Fussballbuch. Es erzählt die Geschichte der Schweizer Nationalmannschaft anders – und zeigt auf, wie Politik, Kultur und Fussball auch in der Schweiz untrennbar verbunden sind. von Daniel Kehl

Vor einem Publikum, das viel mit Kultur und Politik, aber wenig mit Fussball am Hut hatte, las der Schweizer Autor Otto F. Walter 1989 in St.Gallen aus seinem frisch erschienenen Familienroman «Zeit des Fasans». Walter fesselte seine Fangemeinde aber ausgerechnet mit einer Fussballreportage. Er schilderte den legendären 4:2-Sieg der Schweiz gegen Grossdeutschland an der WM 1938 in Paris aus der Sicht des ehemaligen Fröntlers Sepp, der auf der Strasse einer öffentlichen Radioübertragung lauschte und mit der Schweizer Nati fieberte.

Der 1994 verstorbene Otto F. Walter hätte sich über das Buch «Die Nati» gefreut, und er hätte darin allerlei neue Zusammenhänge kennengelernt. So war ausgerechnet der gefeierte Bauemeister des Pariser Jahrhundert-Wunders, der Schweizer Nati-Trainer Karl Rappan, Mitglied der NSDAP, wie Untersuchungen nach dem Krieg ergaben. Da der gebürtige Österreicher Rappan aber als Trainer grossen Erfolg hatte, unter anderem als Erfinder des Schweizer Riegels, wurde er vom Schweizerischen Fussballverband protegiert. «Ein Nazi für die Nati»

heisst es über dem Einwurf von Beat Jung, in dem Rappans Vergangenheit kritisch beleuchtet und dessen Bedeutung als innovativer Fussballlehrer dennoch sachlich gewürdigt wird.

Der Sans-Papier in der Nati

«Die Nati» ragt aus dem inflationären Fussball-Büchermarkt heraus, weil Historiker und Journalisten mit kühlem Kopf, unterhaltsam und intelligent das Phänomen Nationalmannschaft beleuchten. Spätestens seit der WM 2006 sind Köbi Kuhn und die Rotjacken ja die unbestrittene Nummer eins und das Kult-Team im Schweizer Sport. In zwölf Kapiteln wird der Weg der Nati nun beschrieben, vom ersten internationalen Spiel gegen eine süddeutsche Auswahl 1898 bis hin zur enttäuschenden Niederlage gegen die Ukraine an der WM 2006. Das haben andere Autoren ähnlich geleistet. Neu daran ist der wache Blick auf die versteckten und unbekannten sportlichen Hintergründe und der differenzierte, unbestechliche Sinn für gesellschaftliche Zusammenhänge, wie man es im oft leidenschaftlichen und polemischen Klima rund um den Fussball

nicht voraussetzen kann. So zeigt das Buch etwa auf, dass die Frage, wer für die Schweizer Nati spielen darf, nicht erst heute beschäftigt. Die Hälfte der ersten Schweizer Landesauswahl von 1898 bestand noch aus Ausländern. Und Génia Walaschek, dessen «Bombe» zum 2:1 gegen Grossdeutschland sogar in Kunst und Literatur einging, war zum Zeitpunkt der Weltmeisterschaft 1938 ein staatenloser Sans-Papier aus Genf. Der Stürmer konnte nur dank einer Spezialbewilligung der Fifa spielen. «Welche Macht doch der Fussball sein könnte, da Walaschek via Fussball eingebürgert wurde, bevor die politischen Behörden dies getan hätten», bemerkte 1938 selbst der Fifa-Präsident Jules Rimet.

Ein gutes Buch über glorreiche Helden und tragische Verlierer erzählt aber auch all jene Legenden, die im kollektiven Unterbewusstsein der Schweizer Fussballfans gespeichert sind: Das 5:7 gegen Österreich – «Die Hitze Schlacht von Lausanne» – an der WM 54 gehört zum Sagenschatz genauso wie der zweimalige Ausschluss von Köbi Kuhn aus der Nati. «Die Nati» berichtet detailliert, was in der Nacht von Sheffield 1966 wirklich passiert ist, und zeigt nebenbei nüchtern auf, wie die noch junge Schweizer Boulevardzeitung die Sanktionen der offiziellen SFV-Vertreter massgeblich mitbestimmt hat.

Später setzte der «Blick» mit seinen Nati-Coaches-Kampagnen ein und stützte sie in schwierigen Phasen (Paul Wolfisberg). Oder er brachte Trainer dazu, das Amt in kürzester Zeit entnervt und enttäuscht aufzugeben: 1996 hatte der neue Nati-Coach, der Portugiese Artur Jorge, die zwei Symbolfiguren der WM 94, Alain Sutter und Adrian Knup, nicht für die EM nominiert. Der «Blick» titelte anschlies-

send «Jetzt spinnt er!» und spielte darauf an, dass Jorge ein Hirntumor operativ entfernt worden war. Fussballfans in St.Gallen werden schliesslich besonders genau nachlesen, wie es 1996 unter dem frisch eingesetzten Coach Rolf Fringer zum Debakel von Baku kommen konnte. Das 0:1 gegen Aserbaidschan wertete der «Sport» als «die grösste Blamage der 101-jährigen Verbandsgeschichte».

Die Frau im Vorstand

Der Historiker und Sportjournalist Jürg Ackermann beschreibt, wie der Fussball seinen schlechten Ruf in links-alternativen Kreisen abstreifte. Die Schweizer Nati sei an der WM 1994 erstmals «trendy» geworden. «Nach dem unerwarteten Erfolg gegen Rumänien wähnte man sich in vielen Orten zwischen Rorschach und Genf am Karneval.» Auch die linke Woz feierte mit und der euphorische Constantin Seibt schrieb: «Es war die Nacht des Jahres geworden, eine Nacht wie die Nacht nach der Revolution ... Thank you Hodgson! Vas-y Quentin! Merci Chapuisat! Forza Sforza! Lang lebe Georges Bregy! Und um für ein Mal, ein einziges Mal, richtig patriotisch zu werden: Lang lebe die Schweiz!» Die zunehmende Kommerzialisierung und Globalisierung des Fussballs hat das neue Publikum aus links-alternativen Kreisen bis heute nicht abgeschreckt. Und bitterböse Kommentare, dass sich Intellektuelle und Kulturschaffende zuweilen leichtfertig vor den Kommerz-Karren spannen lassen, aber auch die entschlossene Verteidigung des Fussballplatzes als «ideologiefreien Raum» machen das Kapitel «Wie der Fussball zum Kulturgut wird» zu einem Höhepunkt des Buchs.

Sechs Autoren und eine Autorin haben für «Die Nati» manch unbekannte Grösse im Schweizer Fussball entdeckt. Der Schauspieler, Schriftsteller und Fussballpionier Jacques Guhl begründete die Walliser Fussballschule und führte den FC Sion zu seinen ersten Höhenflügen. Pädagogen und Fussballtrainern sei die Lektüre von Guhls Schriften und seinem Credo des «citoyen footballeur», des selbstständig denkenden Staatsbürgers, empfohlen. Die erste lizenzierte Fussballerin der Welt, Madeleine Boll, spielte zunächst ebenfalls beim FC Sion. Nachdem der Auftritt des zwölfjährigen Mädchens 1965 unter dem Titel «Die weisse Pelé aus dem Wallis» in ausländischen Zeitungsaufstellungen gemeldet wurde, annulierte der SFV deren Lizenz, da im Reglement nur von «Spielerinnen männlichen Geschlechts» die Rede sei. Heute sitzt die spätere Profi-Fussballerin als einzige Frau im Vorstand des Schweizer Fussballverbands. Die wechselvolle Geschichte der Frauen-Fussballnationalelf wird im letzten Teil des Buchs ebenso beleuchtet wie die Geschichte der jüdischen Fussball-Landesauswahl, sowie jene der Arbeiterfussballer.

Die Nati. Die Geschichte der Schweizer Fussball-Nationalmannschaft. Hg. Beat Jung. Göttingen 2006.

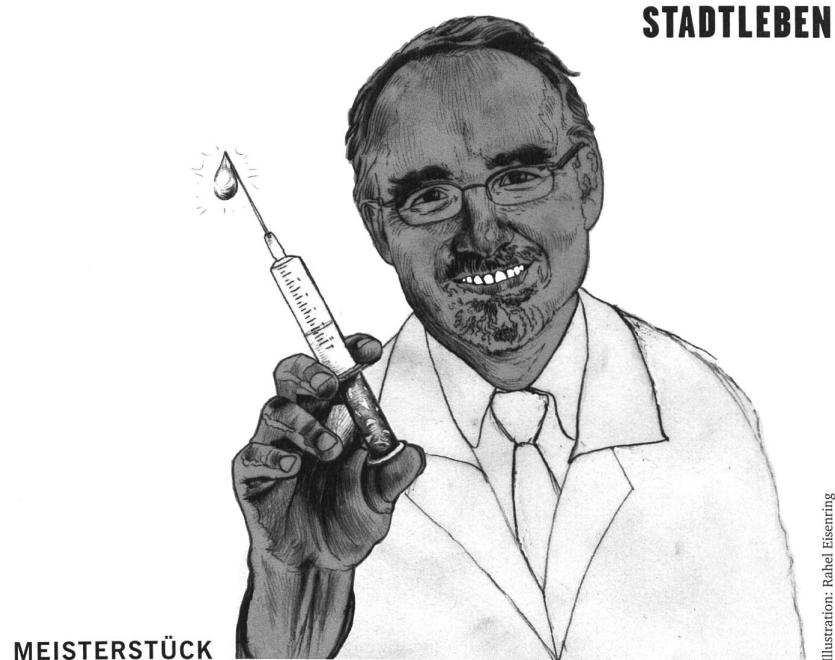


Illustration: Rachel Eisenring

MEISTERSTÜCK

PROFESSOR THOMAS CERNY

Die Idee kam Thomas Cerny vor zehn Jahren zu Weihnachten. «Hey!», sagte der Chefarzt der Krebsforschung am Kantonsspital St.Gallen im Kerzenschein des Christbaums zu seinem Bruder. «Meinst du nicht, eine Impfung gegen Nikotinsucht sei einfacher zu entwickeln als eine gegen Heroin?» Jahr lang hatte der Immunologe Erich Cerny an einer Impfung gegen die Heroinabhängigkeit geforscht. Sollte er sich geschlagen geben und das Forschungsgebiet wechseln? Thomas Cernys Vorschlag war radikal. Trotzdem bedeutete er nicht, dass Erich Cerny alles über den Haufen werfen musste. Er solle einfach, so sein Bruder, die gleiche Methode auf die Nikotin- wie auf die Heroinabsucht anwenden. Zehn Tage prüften die beiden den Vorschlag. Bereits am elften Tag waren sie sich einig und sagten gemeinsam der Nikotinsucht den Kampf an. Heute gibt es die Impfung in fortgeschrittenen klinischer Erprobung. Der erste gross angelegte Test bei 150 Rauchern war teilweise ein Erfolg. Seither versucht die damalige Partnerfirma der Cernys, die Cytos AG in Zürich, einen Pharmariesen für das Produkt zu gewinnen. Sie könnten teure Langzeittests auch ausserhalb der Schweiz finanzieren und die Impfung global marktfähig machen. So funktioniert sie: Nikotin blockiert ein Enzym im Gehirn, das Dopamin abbaut. Dopamin ist, salopp formuliert, ein Glückshormon. Die Dopamin-Konzentration im Körper steigt also mit dem Zigarettenkonsum und macht den Raucher zufrieden. Pafft er nicht, sinkt der Dopamin-Spiegel und das Verlangen wächst wieder. Genau hier setzt die Nikotinimpfung ein. Thomas und Erich Cerny nutzen das Immunsystem aus. Sie bewirken bei der Impfung Antikörper, die die winzigen

Nikotinmoleküle an grosse Proteine anbinden, um den Vorstoß ins Gehirn zu verhindern. Glücksmomente bleiben aus, und das Rauchen nützt nichts mehr. Ohne die Bindung sind die Nikotinmoleküle zu klein und «mogeln» sich durchs Immunsystem ins Hirn. Wie weit die Verhandlungen der Cytos AG mit den Pharmariesen sind, weiss Thomas Cerny nicht. Der leidenschaftliche Pianist – nur im Privaten, so Cerny – sagt, er sei auch glücklich darüber, nichts zu wissen. Wäre Cytos vor einem Verhandlungsabschluss und würde er das ausplappern, würde er Insiderwissen verraten und die Cytos-Aktien würden in die Höhe schnellen. Nur so viel lässt sich sagen: Konservativ geschätzt, werden noch vier bis fünf Jahre vergehen, bis es so weit ist. Der Markt spielt bereits. Eine US-Firma und eine britische sind daran, einen ähnlichen Impfstoff auf den Markt zu bringen.

Warum Menschen das Rauchen abgewöhnen? Als Präsident der Krebsliga fühlt sich Thomas Cerny dazu verpflichtet: Rauchen tötet jährlich gegen fünf Millionen Menschen. Seine Eltern – auch sie Ärzte – hätten, wie damals fast alle Mediziner, geraucht. Früher glaubte man, Zigarettenkonsum habe eine reinigende Wirkung. Das wisst man heute besser. Cerny verurteilt Artikel, wie kürzlich in der Weltwoche, die positive Aspekte des Rauchens und des Nikotinkonsums hervorheben. Natürlich, so sagt er, gebe es die. Früher habe er beispielsweise seine Rosen mit Tabaksud behandelt, um das Ungeziefer abzutöten. Aber am Menschen sehe er keine positiven Effekte. Sigmund Freud habe seinen Krebs auch mit Rauchen behandeln wollen. Heute weiss man, dass er ihn dadurch verursacht hat. **Barnaby Skinner**